



Ausgabe wöchentlich sechsmal.
Abonnementspreis pro Quartal 2 Mark
incl. Postprovision oder Abtrag.

Redaktion und Expedition:
Katharinenstraße 204.

Insertionspreis pro Spaltzeile
oder deren Raum 10 Pfg.
Annahme der Annoncen täglich bis 1 Uhr Mittags.

Nro. 51.

Sonntag, den 1. März 1885.

III. Jahrg.

Nur 67 Pf.

kostet

ein Abonnement der

Thorner Presse mit Sonntagsblatt

pro März.

Bestellungen nehmen an die Kaiserlichen Postämter, die
Landbriefträger und die Expedition Thorn, Katharinenstr. 204.

* Nationalwohlstand und Interessenschutz.

Den Bauern, die Getreidezölle verlangten, wird es in der „Vossischen Zeitung“ von einem, der sich Communsense unterzeichnet, ordentlich gegeben. Wenn es den Bauern schlecht geht, so sind sie selber schuld daran. Wer anders, als sie, hat die Grundstückspreise in die Höhe getrieben. Nun sollen sie sich aber einschränken, wie andere Leute auch, besonders die Kaffeehändler, von denen etliche, wie der Communsense erfahren hat, ihr halbes Vermögen verloren hätten. Diese Kaffeehändler hätten eben einfach die Equipagen abgeschafft, kleinere Häuser bezogen und dergleichen, und das sollten die Bauern auch thun. Der Zoll nütze gar nichts, denn mit der Einführung desselben werde der Grund und Boden im Werthe steigen und die Landwirtschaft werde unrentabel bleiben. Ueberhaupt befänden wir uns in einem Uebergange vom Ackerbau zum Industrietreibenden Staate und das könne nicht so glatt abgehen. Der Communsense schlägt damit, er könne natürlich als Nichtfachmann den Landleuten keinen Rath ertheilen. Dafür tröste er sie aber mit dem alten Worte, daß jeder Stand seine Freuden, aber auch seine Lasten habe. Man sieht, es ist ein spahhafter Herr; er glaubt, den Communsense in Erbpacht genommen zu haben. Anzuerkennen ist aber doch, daß er nicht das Märchen wieder aufsticht, wonach die Zölle auf landwirtschaftliche Produkte ausschließlich die Großgrundbesitzer zu bereichern bestimmt seien. Im Uebrigen ist seine Beweisführung furchtbar lahm. Er vermag sich nicht zu einem Standpunkt emporzuschwingen, der es ihm ermöglicht, die Gesamtheit der Interessen unseres Volkes in ihrer Gesamtheit zu überschauen. Es handelt sich bei den landwirtschaftlichen Zöllen gar nicht ausschließlich darum, dem landwirtschaftlichen Gewerbe zu helfen, sondern eine Schädigung des gesamten Volkes, die seit langen Jahren andauert und allmählig zum Ruin zu führen droht, zu beseitigen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung konsumirt Industrieartikel, sie hört auf, konsumtionsfähig zu sein, wenn der landwirtschaftliche Betrieb nicht mehr lohnt und damit hört schließlich auch die Industrie auf, die nicht vom Export und vom Konsum derjenigen inländischen Bevölkerungsklassen, die sie selbst beschäftigt, allein existiren kann. Die Behauptung, die Bauern hätten die Grundstückspreise selbst in die Höhe getrieben, ist, wenn sie in die Form eines Vorwurfs gekleidet wird, vollständig hinfällig. Die Grundstückspreise wachsen mit der Zunahme der Bevölkerung und der Weiterentwicklung der Industrie. Die höheren Preise, welche zum Zweck der Bedürfnisse der Wohnungen und der Industrie gezahlt werden, wirken auf die Preise von Grund und Boden im

Allgemeinen zurück. Dazu kommt der große Umfang, den die Zucker- und Brennerei-Industrie in Deutschland gewonnen haben, und auf welche sich die Landwirtschaft geworfen hat, weil diese eine Zeit lang eine bei Weitem größere Rente abwarfen, als andere landwirtschaftliche Betriebe. Der Vergleich mit den Kaffeehändlern hint vollstänig. Die Zahl der Kaffeehändler ist im Vergleich zur Zahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung eine verschwindend geringe, folglich ist die Nothlage, in der sie sich befinden, auch von ganz unwesentlicher Rückwirkung auf das Gesamtwohl. Uebrigens haben auch die leidenden Firmen dieser Branche den Staat angerufen, indem sie einen Zwischenzoll, die surtaxe d'entrepot, verlangten. Wenn sich dem viele ihrer Kollegen nicht angeschlossen haben, so hat das eben seinen Grund darin, daß diese unter der heutigen Lage des Kaffeemarktes nicht leiden. Der große Kaufmann, der sich Equipage hält und Willen besitzt, kann sich wohl einschränken; wie soll es aber der kleine Bauer mit überschuldetem Besitz anfangen, der bereits mit der Einschränkung auf der Grenze des Existenzminimums angekommen ist. Der kann keine Equipage abschaffen und auch kein einfacheres Haus beziehen. Daß der kleine Landwirth zu luxuriös lebt, kann nur Jemand behaupten, der die Verhältnisse auf dem platten Lande nicht kennt. Die Bedürfnisse der gesamten Bevölkerung sind allerdings gewachsen, und damit selbstverständlich auch die der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Zum Theil sind sie vom Staate selbst dazu gezwungen worden, welcher eine umfassendere und damit auch kostspieligere Elementarbildung obligatorisch gemacht hat. Der gute Rath, sich einzuschränken, ist zudem ein zweischneidiges Schwert. Eine Einschränkung seitens der landwirtschaftlichen Bevölkerung bedeutet einen Ausfall für die Industrie, unter dem diese sicher zu seufzen haben würde. Der Mann mit dem Communsense bestreitet, daß die landwirtschaftlichen Zölle der Landwirtschaft selbst nützen. Nun ist es doch klar, daß, wenn wir deutsches Brodkorn konsumiren, das Geld im Lande bleibt, während es sonst nach Ausland, Oesterreich-Ungarn, Amerika und Indien geht. Wenn wir den Russen, Magyaren, Amerikanern u. s. w. ihr Getreide abkaufen, so geht das Geld auf Nimmerwiedersehen zum Lande hinaus und unser Nationalwohlstand vermindert sich. Er vermindert sich, wenn wir an das Ausland für von ihm bezogene Produkte mehr bezahlen, als es uns für unsere Erzeugnisse giebt. Das haben wir 10 Jahre lang durchgemacht, Jahr für Jahr weist unsere Handelsbilanz eine Unbilanz von einer Milliarde auf. Davan muß schließlich das reichste Land zu Grunde gehen, um wievielmehr Deutschland, das bekanntlich nicht zu den reichsten Ländern gehört. Und da wird der Magistrat Thorn von ein paar jüdischen Getreidespekulanten bebrängt, wegen Abschaffung der Zölle zu petitioniren. Unser deutsches nationales Interesse erheischt, daß wir nach Möglichkeit unserer Bevölkerung lohnenden Erwerb sichern, und dazu ist erforderlich, daß man eine vernichtende ausländische Konkurrenz unserer heimischen Produktion nicht zuläßt. Was die Behauptung vom Uebergange Deutschlands vom Ackerbau zum Industriestaate anlangt, so ist dieselbe nur dann zutreffend, wenn man dem landwirtschaftlichen Betriebe den erforderlichen Schutz verweigert und denselben zu Grunde gehen läßt. Eine andere Frage ist, ob Deutschland als solcher Industriestaat bestehen könnte. In allen Staaten

tritt das Bestreben sichtlich hervor, ihren Bedarf nach Möglichkeit selbst zu decken. So entwickelt sich die Industrie in Amerika immer mehr und mehr, und es wird schließlich der Zeitpunkt kommen, wo wir auf Amerika als Abnehmer unserer industriellen Produkte nur noch in geringem Maße rechnen können. Sollen wir in Deutschland hinter allen Ländern zurückbleiben? Sollen wir nicht bemüht sein, auch unseren Bedarf nach Möglichkeit zu decken? So liegt ja die Sache in Deutschland noch nicht, daß wir nicht genug Brodkorn für unseren Bedarf bauen könnten. Die großen Ländereien, welche heute durch die Rübenkultur und den Kartoffelbau für die Brennerei in Anspruch genommen sind, werden, wenn die Nothlage der Zucker- und Brennerei-Industrie andauert, allmählig zu einem beträchtlichen Theile für andere landwirtschaftliche Kulturen wieder frei. Und diese Nothlage wird nicht sobald aufhören, denn wie gesagt, in allen Ländern äußert sich das Bestreben, den Konsum durch Steigerung der eigenen Produktion selbst zu decken.

Politische Tageschau.

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen über den Kultusetat ist von liberaler Seite darüber geklagt worden, daß der sog. „akademisch-liberale“ Verein in Berlin von der Universitätsverwaltung nicht bestätigt worden sei. Dies hat indessen seinen guten Grund. Jener Verein wurde nämlich nicht von Studenten geleitet, sondern hatte einen „deutschfreisinnigen“ Abgeordneten zum Vorsitzenden, wie ihn denn auch sonst zahlreiche Herren angehörten, die mit der Hochschule in keiner Verbindung stehen. Dadurch erhielt der Verein einen politischen Charakter in dem Sinne, wie ihn ein studentischer Verein nicht haben soll. Wäre es nicht an dem, so könnten die „liberalen“ Studenten, unter denen die Juden gegenwärtig weitaus die Mehrheit bilden, unersetzlich soviel Vereine begründen, als ihnen beliebt. Wir wollen nicht mit zweierlei Maß messen. Uebrigens hat der Kultusminister zutreffend hervorgehoben, daß das „Gegengewicht“ gegen den „Verein deutscher Studenten“ in der sog. „Freien wissenschaftlichen Vereinigung“ bereits vorhanden sei, der niemand etwas in den Weg legt, obchon sie den ausgesprochen liberalen Anschauungen huldigt.

„Es mehrer“ sich die Klagen — sagt das „Berl. Tgbl.“, „daß Minister Maybach auch für solche Segenden, denen er vorläufig kein Bedürfnis nach einer Sekundärbahn zuerkennt, die Erlaubniß zu privaten Unternehmungen verweigert.“ Das ist doch ganz natürlich. Wenn der Minister die Erlaubniß da verweigert, wo er das Bedürfnis anerkennt, so ließe sich die Klage hören. Weshalb aber soll er da zu bauen erlauben, wo das nicht der Fall ist?

Nach und nach vermehren sich die Zeitungsstimmen, welche den Demokraten erklärten, sie seien die Pioniere der Sozialdemokratie und jetzt ist es so weit gekommen, daß sich die Wortführer der demokratischen Partei keinem anderen Vorwurfe gegenüber empfindlicher zeigen, als demjenigen, die Fortschrittspartei haben sich jeder Zeit als beste Vorfrucht für die Sozialdemokratie bewährt. Im Abgeordnetenhanse kam nun kürzlich die sozialdemokratische Wahlhilfe für Herr Virchow im 2. Berliner Reichstagswahlkreise zur Sprache, und die „Volks-Zeitung“ nimmt Anlaß, der Behauptung entgegenzutreten, Herr Virchow sei nur mit

50

Unter fremder Flagge.

Roman von M. Lilie.

(Fortsetzung.)

„Darüber beruhigen Sie sich, ich habe das Gut an die Warschauer Bankfirma käuflich abgetreten, da ich nach reiflicher Erwägung den Plan bezüglich meines künftigen Aufenthaltes änderte“, erklärte Dr. Praß.

„Ich würde mich in der Einsamkeit eines polnischen Edelhofes für die Dauer wohl kaum noch wohl fühlen, die Ansprüche an das Leben haben sich mit den Jahren gesteigert und sind nicht mehr die bescheidenen wie ehemals. Man hat die große Welt zu sehr kennen gelernt, lieber Graf, man ist gewöhnt, sich in ihr zu bewegen; warum kann ich nicht ebenso gut in Paris oder London, wie auf einem polnischen Dorfe mich aufhalten?“

„Sie haben Loez nicht selbst gekauft?“ sagte der alte Herr gehdnt.

„Das Geldinstitut machte Schwierigkeiten, auf die Befriedigung des gewünschten Kapital zu leihen, dagegen erklärte es sich zum Ankaufe bereit“, erzählte Jener. „Der Kaufpreis entsprach zwar nicht ganz meinen Erwartungen, indessen ist er baar erlegt worden, und das Bankhaus macht dabei ein gutes Geschäft, da es mit dem Grund und Boden spekuliren würde.“

„Dann sind Sie ein sehr wohlhabender Mann geworden, und zwar auf Kosten meines Neffen?“ fiel der Graf rasch ein. Der Advokat zuckte die Achseln.

„Man muß in meinen Jahren an die Zukunft denken, Herr Graf, ich möchte doch in meinen alten Tagen nicht gern hungern“, erwiderte er kühl, „und was des Geschäftes betrifft, so beruhte es auf einem wohlverwogenen, gegenseitigen Abkommen zwischen Ihnen und mir.“

„Sie kennen ja auch die Beweggründe zu dem Handel, Herr Graf; nicht ich war es, der in Verlegenheit gerathen war, sondern Sie, Herr Graf, brauchten Geld — Geld um jeden Preis.“

Der tückische Blick, welcher zuweilen in den Augen dieses Mannes aufblitzte, lenkte sich auch jetzt wieder auf sein Gegenüber, das die Wahrheit dieser Worte zugestehen mußte.

In diesem Augenblicke wurden auf dem Korridore schwere Männertritte hörbar; plötzlich ward die Thür rasch geöffnet und ohne anzuklopfen, traten zwei Herren ein; ein dritter blieb auf dem Korridor vor der Thür zurück.

Es war Graf Alexis, der in Begleitung eines Fremden in der Wohnung seines Onkels erschien.

Beide Herren grüßten flüchtig, dann deutete der Neffe des alten Grafen auf Dr. Praß.

Der Fremde trat an diesen heran.

Sie sind Dr. Praß, ehemaliger Advokat und Notar?“ fragte er.

Jener erhob sich.

„Das ist mein Name — womit kann ich Ihnen dienen?“ erwiderte er etwas verlegt, daß der Mann in dieser ungewöhnlichen, die einfachsten Regeln der Höflichkeit außer Acht lassenden Weise zu ihm sprach.

Der Fremde zog ein Papier aus der Tasche, entfaltete es und zeigte es Praß hin.

„Ich bin Kriminal-Kommissär und habe den Auftrag, Sie zu verhaften, hier ist der schriftliche Befehl dazu“, sagte er in strengem Beamtenton. „Im Namen des Gesetzes, Sie sind arretirt, und ich ersuche Sie, mir ohne Umstände zu folgen!“

„Mich — mich wollen Sie verhaften?“ gab Dr. Praß mit bebender Stimme zurück, während jeder Blutstropfen aus seinem Antlitze wich.

„Sie sehen hier den Verhaftsbefehl.“

„Niemals, niemals — hier waltet ein Irrthum ob, nie werde ich folgen!“

„Dann zwingen Sie mich, Gewalt anzuwenden. Als Jurist müssen Sie besser wie jeder Andere wissen, daß das Gesetz vor Allem Gehorsam verlangt.“

Er machte einige Schritte nach der Thür.

„Was ist der Grund dieser Maßregel, Herr Kommissär, ich bin mir keines Verbrechens bewußt!“

„Desto besser für Sie. Den Grund mitzutheilen, bin ich nicht befugt, Sie werden denselben an Amtsstelle erfahren. Aber jetzt bitte ich Sie, sich bereit zu halten, vor der Thür erwartet uns ein Schlitten.“

Der Advokat langte nach Hut und Pelz, während ein vernichtender Blick Alexis streifte.

„Und Sie, Herr Graf Lembrowski, werden bis auf Weiteres Ihr Hotel nicht verlassen, damit Sie jederzeit zu erlangen sind, wenn die Behörde Ihrer bedarf“, wandte sich jetzt der Beamte an den alten Herrn. „Von einer Verhaftung hat man vorläufig abgesehen, dagegen wird mit Bestimmtheit erwartet, daß Sie diese Anordnung respektiren, da im Falle Ihrer Entfernung voraussichtlich sofort die stedbrieffliche Verfolgung eintreten würde. Jetzt kommen Sie!“ fügte er zu Dr. Praß gewendet hinzu, verbeugte sich leicht und schritt zur Thür.

Als die beiden Männer hinaustraten, bemerkte der alte Graf einen Polizeibeamten in Helm und Mantel, welcher den Arrestanten empfing.

Der alte Herr war noch ganz verblüfft; die Katastrophe war so urplötzlich, so unerwartet hereingebrochen, daß er den ganzen Vorgang nicht fassen vermochte.

Alexis setzte sich ihm gegenüber.

„Das ist eine sehr unsaubere Geschichte, Onkel“, sagte er ernst, fast vorwurfsvoll, „ein ganzes Gewebe von Intriguen und Unredlichkeiten scheint hier aufgedeckt werden zu sollen.“

„Mir schirrt es im Kopfe wie mit Windmühlensflügeln“, versetzte der Graf, die flache Hand an die Stirn pressend. „Wie ist doch das Alles so gekommen, Alexis? Was konnte Dich veranlassen, mir den Kriminalbeamten ins Haus zu bringen?“

„Nicht ich habe ihn zum Einschreiten veranlaßt, sondern

